

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 2 (1907)
Heft: 6

Rubrik: Im Land herum

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fählichen Wichtigkeit und praktischen Tragweite ernstlich verfochten wird.

Der Internationale Kongress erkennt an, daß es nicht angebracht ist, für jedes Land die genaue Zeit anzugeben, wo ein Wahlrechtskampf anzufangen sei, erklärt jedoch, daß, wenn ein Kampf für das Wahlrecht geführt wird, er nur nach den sozialistischen Prinzipien geführt werden soll, also mit der Forderung des allgemeinen Wahlrechtes für Frauen und Männer.

(Diese Resolution wurde vom Kongress mit allen gegen eine Stimme angenommen.)

Genossinnen! Frauen von Rauchern! Sorgt dafür, daß keine Bantier-Zigarren geraucht werden.

Sorgt für den Absatz der Streizigarren aus der Genossenschaftsfabrik „Helvetia“.

Kauft diese Zigarren in den Ablagen Curer Konsum- und Lebensmittelgenossenschaften.

Im Land herum.

„O mein Heimatland!“ 18 Einwohner der Gemeinden Ihum und Strättlingen schüttelten dieser Tage den Staub des Vaterlandes von ihren Schuhen. 20 weitere Gefährten folgen ihnen demnächst. Ihr Reiseziel ist Portland in Oregon.

Es gibt zwei Sorten Ratten,
Die hungrigen und die fatten.
Die Satten bleiben zu Haus,
Die Hungrigen — wandern aus.

Sie müssen. Es gibt außer den direkt interessierten Detaillisten keine wilderen Bekämpfer des Genossenschaftswesens, als die kleinen Handwerksmeister. Was namentlich an Verhöhnung unserer Frauen gegen den Einkauf in den Konsumgenossenschaften schon geübt worden ist, grenzt ans Mischtraue!

Nun aber publiziert der Sekretär des Schweizer Gewerbevereins, Herr Krebs, daß „das Genossenschaftswesen auch im schweizerischen Handwerk bemerkenswerte Fortschritte macht.“ In der Tat haben die Handwerksmeister sich durch die allmächtige Zeit gezwungen gesehen, ihre Materialieneinkäufe genossenschaftlich zu organisieren — nur, um mit den Großbetrieben Schritt halten zu können.

So kaufen die Schuhmachermeister das Leder gemeinsam ein, die Schlosser- und Schmiedmeister die Eisenwaren, die Konditoren kaufen ebenfalls genossenschaftlich, die Coiffeurprinzipale, Küfermeister und Tapeziermeister werden von jetzt an auch tun.

Ja, die guten Leute — nur um sich noch einige Zeit über Wasser zu halten, müssen sie nun das verhasste Genossenschaftsprinzip, von dem sie uns andern so heftig abgeraten haben, selbst anwenden.

Die wirtschaftlichen Umstände sind eben stärker, als noch so laut verfochtene Prinzipien.

Und was unseren, den sozialistischen Prinzipien, die Kraft gibt und den Vorzug vor allen andern, das ist: daß sie aufgebaut sind auf der Kenntnis der gesellschaftlichen Entwicklung und daß die Entwicklung ihnen deshalb Recht geben wird. Da hilft kein Sträuben und kein Behren — unsere grimmigsten Feinde selbst werden einfach müssen.

Die Volksabstimmung über die Militärreorganisation ist auf den 3. November festgesetzt worden. Für den vierten Stand ist dieser Zeitpunkt der denkbar ungünstigste, denn dann wechseln gar viele ihre Beschäftigung und ihren Wohnsitz.

Schon aus diesem Grund wird die Abstimmung gar kein richtiges Bild geben von der großen Zahl der Gegner — ganz abgesehen von der politischen Rechtlosigkeit, die es uns Frauen verunmöglicht, unser Wort da mitzusprechen.

Da wollen wir denn wenigstens unser möglichstes tun, daß die, welche das Recht haben, gehen und nein sagen.

Vachab mit der Militärreorganisation! Unsere größten Zwingherren sind nicht im Ausland — die sind im Ländchen selber!

Die englische Militärkommission und wir arbeitenden Frauen der Schweiz. Wie Ihr wißt, steht England im Begriff, an Stelle seines Söldnerheeres das Milizheer einzuführen, ähnlich wie wir es in der Schweiz besitzen.

Darum hat die englische Regierung eine Militärkommission zu uns in die Schweiz delegiert, damit sie hier unsere militärischen Einrichtungen beaugenscheinige und die Meinung der verschiedenen Volksschichten über das bei uns bestehende Militärsystem einhole.

Die Engländer, denen man von allen Seiten nur das angenehmste entgegengebracht hat, waren ganz entzückt von unserm Ländchen und die Lobeshymnen, welche Herr Seddon namens der Kommission an uns Schweizer richtete, waren jüngst in allen gutdenkenden Zeitungen zu lesen.

Die wenigsten Leute aber, welche da haben rühmen hören, daß unser Land „weniger Elend oder gar kein Elend aufweise, wie man das in England noch treffe“ — die wenigsten kennen den wahren und so einfachen Grund dieses Fehlens des in die Augen springenden Elendes.

Was unserm Volke den Schein des von Herrn Seddon so sehr gerühmten „allgemeinen Wohlstandes“ gibt, ist ganz einfach die Flickarbeit der Frau aus dem Volke.

Wir betonen absichtlich: den Schein des Wohlstandes des Volkes. Denn seine wirkliche wirtschaftliche Lage ist kaum besser als anderswo. Der große Frauenbeobachter und Schriftsteller Michelet sagt, die englische Frau arbeite weniger und mit geringerer Energie, als die französische oder deutsche Frau. Erdarbeiten verrichte sie nie.

Und die Deutschen, Russen, Rumänen und andern Ausländer, welche längere Zeit in der Schweiz wohnen und uns kennen zu lernen Gelegenheit haben, erklären uns, daß sie nirgends die Frauen so unermüdlich arbeiten sehen, wie bei uns.

Dazu kommt, daß unsere obligatorische und kostenfreie Primarschule unseren kleinen Mädchen das Stricken und Nähen und sogar das Flicken beibringt — und das ist der tiefste Grund dieses Scheines allgemeinen Wohlstandes des Schweizervolkes.

Es gibt viele Länder, in denen der Schulunterricht noch nicht obligatorisch ist, viele, in welchen die Mädchen von den sogenannten „weiblichen Handarbeiten“ keinen Hochschein bekommen. Und die wenigen fremden jungen Mädchen, welche in unsern Haushaltungsschulen die Kurse nehmen, erzählen uns, daß man in ihren Ländern, weil man nicht flicken

könne, die Wäsche und andern Kleidungsstücke trage, bis sie zerrissen seien, und daß man sie, weil man nicht waschen und plätten könne, schmutzig trage, bis man sie durch Neues zu ersetzen in der Lage sei.

In Rumänien hat jetzt die Königin in Bukarest eine Haushaltungsschule gegründet, und zweifellos werden die andern Länder dem Beispiele folgen, aber bis es so weit ist, werden die Völker in Lumpen gehen, einfach aus dem Grunde, weil ihre Frauen auf dem Gebiete der weiblichen Handarbeiten unwissend sind.

Um nun die schweizerische Frau, welche die ganze Woche durch bis in alle Nacht hinein und dazu noch den ganzen Sonntag lang flickt, diese Schweizerfrau, welche sich die Nahrung vom Mund abspart, um die zur Flickarbeit notwendigen Materialien zu kaufen — um diese arbeitsame Frau würdig zu belohnen, wird das künftige schweizerische Zivilgesetzbuch, anstatt die bürgerlichen und politischen Rechte ohne Unterschied des Geschlechtes zu geben, die verheiratete Frau aufs neue knebeln und von der unverheirateten Frau nicht einmal Notiz nehmen.

Der schweizerische Frauenbund hat seinerzeit seine Wünsche geltend gemacht und Abänderungsanträge zu diesem Gesetzbuch gestellt — aber nichts von alledem ist berücksichtigt worden.

Unsere berechtigten Begehren wird wohl erst dann entsprochen werden, wenn wir arbeitenden Frauen uns des Wertes unserer Arbeit bewußt werden und wenn wir ohne Unterlaß fordern, was unserm Verdienste um die menschliche Gesellschaft entspricht.

Das müssen wir nicht vergessen — nie still sein — immer fordern!

Eine Großmutter.

Die „goldenen“ Internationalen. Liebe Genossinnen, wir sind es zwar gar nicht gewöhnt, uns mit den Angelegenheiten unserer reichen Bankiers zu befassen; denn diese Geldmenschen leben ja so himmelweit verschieden von uns, daß es uns ordentlich Mühe macht, ihre Gedanken zu denken.

Heute aber wollen wir's doch mal versuchen — so weit unser schwacher Arm-Frauen-Verstand das eben zuläßt.

In Zürich gibts eine große reiche Bank: die trägt den vaterländischen Namen „Schweizerische Kreditanstalt“.

In Deutschland gibts eine andere große Bank, die trägt ihrerseits ihren vaterländischen Namen und nennt sich „Deutsche Bank“.

Da nun aber diese beiden patriotischen Banken in ihren Geschäften durchaus sich nicht auf ihr Vaterland beschränken, sondern die „deutsche“ Bank Geschäfte in der Schweiz und die „schweizerische“ Bank Geschäfte in Deutschland besorgt, so brauchen sie eine Art von Vermittlungsbank, die sie denn auch gründen — und zwar in Basel. Die deutsche Bank, weil sie so „deutsch“ ist, kann zwar nicht selber im Ausland (und die Schweiz ist ja für sie „Ausland“) die Vermittlungsbank gründen; um sich also nicht zu kompromittieren, läßt sie diese deutsche Bank auf Schweizerboden gründen durch eine von ihr abhängige kleinere Bank, die oberheinische Bank.

Die „oberheinische Bank“ besorgt also für die „deutsche Bank“ die Gründung der Filiale auf Schweizerboden — und zwar zusammen mit der „schweizerischen“ Kreditanstalt, also „unserer“ Bank. Und zwar geben die deutschen Geldmenschen 3 Millionen, die schweizerischen Geldmenschen 2 Million Franken an die Vermittlungsfiliale in Basel.

Laut den Jahresberichten (1899) unserer schweizerischen Kreditanstalt hat sie mit den ausländischen genannten Banken „Spezialabmachungen“ getroffen und wird mit ihnen dauernd verbunden bleiben („liert“ heißt es wörtlich, damit wir Einfacheren es nicht so verstehen).

Und warum haben wir jetzt Einblick zu bekommen gesucht in diese ziemlich komplizierten Bankiers-Aktionen?

Um zu beweisen, was wir so oft behaupten:

Unsere reichen Herren,
unsere patriotischen Herren,

unsere ob unserer Vaterlandslosigkeit so empörten Herren,

die Geldmenschen aller Länder sind durch gemeinsam gegründete Banken und durch gemeinsame „Geschäfte“ alle miteinander „liert“ — d. h. verbunden.

Das ist die heute noch allmächtige „goldene Internationale“ und ihr stellen wir entgegen die eiserne Internationale — d. h. die internationale „Lierung“ — wir nennen es Organisation

Feuilleton.

Der Automat.

(Von Hermann Thurow.)

Gestern Abend hatte er ihnen vor dem Schlafengehen einen Zehner versprochen für irgend einen Zweck, den er wohl nicht näher erfahren hatte, denn an diesem Morgen war ihm im Drange der Geschäfte die Angelegenheit entfallen.

Aber nun so gegen neun Uhr kamen die beiden Rangen ins Bureau hinunter, um die Sache ins Reine zu bringen. „Papali, den Zehner!“ reklamierten sie im Gefühle des unbestreitbaren Rechtes.

Der Papa, der gerade mit der Addition einer Zahlenreihe zu Ende kam, war etwas erstaunt. „Gleich einen Zehner! Hab ich Euch denn einen Zehner versprochen? Und dann sagt man erst guten Morgen, bevor man jemand so mit der Türe ins Haus fällt.“

Dieseli ließ sich dazu herbei, dem Papa das Händchen zu reichen; dem Kleinen aber, der auf Förmlichkeiten noch nicht viel gab, war es vor allem um das Geschäft zu tun. Er stampfte mit den Füßchen und wurde recht energisch, als er für den Vahen auch noch gute Worte geben sollte. Der Vater fand sich in die Rolle

des Schuldners, bot seinerseits das erste Willkommen und beglich lächelnd die etwas brüske Forderung.

„Hier sind zwei Fünfer“, sagte er, in eine Kasette greifend, „dann hat jedes einen“. Klein Pauli war in seiner Biederkeit zufrieden, aber Dieseli besah den Fünfer genau und gab ihn dann dem Papa wieder hin.

„Ein Fünfer ist doch kein Zehner!“

Der Papa, der schon wieder mit Zählen beschäftigt war, entgegnete, ohne sich umzuwenden: „Nein, aber zwei Fünfer — nun, fünf und fünf, wie viel macht das, Du geschiedtes Frauenzimmer? Behn doch, nicht wahr? Für was ist denn das Geld?“ fragte er ein wenig ungeduldig, da sie noch immer nicht vom Plage wich.

„Weißt du, Papeli, es ist ja für den großen Sparhafen an der Promenadenede. Oben tut man ein Zehner hinein, dann kommt er unten wieder heraus, als Chokolade...“

„Ja so! hm! Ein Sparhafen?“ Jetzt begriff der Papa allerdings. Man hatte da irgendwo einen der neumodischen Automaten aufgestellt, der sich der besonderen Kunst der Jugend erfreute. Er wechselte also die Fünfer gegen einen Zehner ein und die beiden Rangen machten sich in frohem Tempo auf den Weg.

Natürlich wollte der Kleine die Münze tragen. Der Papa sah noch durch die Scheibe, wie er sich auf nicht ganz kavalierrmäßige Weise bemühte, den Schatz in seinen Besitz zu bringen.

— des Proletariates; wir arbeitenden Frauen aber, wir sind von diesem Proletariat mehr als die Hälfte!

Und darum geht uns die Sache etwas an!

Genossinnen! Stellt an Euren Vereinsversammlungen den Antrag, daß Eure Organisationen Anteilsscheine oder Obligationen der Genossenschaftszigarrenfabrik „Helvetia“ beziehen.

Es werden Anteilsscheine für Einzelmitglieder zu 10 Fr., für Kollektivmitglieder zu 20 Fr. ausgegeben, ebenso Obligationen, zu 4½% verzinslich, welche für Einzelmitglieder 50 Fr. und für Kollektivmitglieder 100 Fr. betragen.

Der Krieg.

Wißt Ihr, wie Kriege entstehen?

Ein Land „fühlt sich vom andern in seinen Interessen verletzt.“

Das heißt: es fühlen sich einige Geldmenschen dieses Landes durch Vorgänge in einem andern Lande in ihren Geschäften geschädigt.

Darum reklamieren die Geldmenschen bei ihrem Staat, der dafür ein eigenes Bureau hat. Dieses Bureau heißt: „Departement (oder Ministerium oder Amt des Auswärtigen.“)

Dieses Bureau des Auswärtigen reklamiert dann namens seines Staates (nicht etwa der Geldmenschen!) bei dem andern Staat, in welchem die Geschäfte der Geldmenschen geschädigt worden sind; dieser andere Staat antwortet, es folgt ein sogenannter Notenausgleich — unter Privatleuten nennt man es: Briefwechsel — und wenn sich die Staaten nicht brieflich verständigen können und wenn auch ihre mündlichen Vertreter, die Diplomaten nichts ausrichten können, so machen sich die Staaten den Prozeß d. h. sie zittern einander vor das internationale Schiedsgericht.

Oder sie ziehen diesem etwas langen Verfahren den kurzen Prozeß vor: Sie fangen an, sich zu prügeln.

Doch besänftigte ihn das Schwesterchen, indem es sagte: „Du steckst ihn dann hinein, Pauli.“

Als der Papa nach zehn Minuten, einen Bureaubesucher hinausgleitend, vor die Türe getreten war, sah er sie zurückkommen. Sie gingen hintereinander, sie gedrückt, doch gefast, voraus — er heulend hinterdrein.

„Nun Kinder, was habt ihr? Am Ende das Geld verloren?“

Da präsentierte sie ihm, indem ihr nun auch die Augen übergingen, ein Päckchen Schnupftabak — in die falsche Öffnung hatten sie den Zehner geworfen!

Der Papa wußte nicht, ob er sie auslachen oder schelten sollte. Er tat jedoch keines von beiden. Er nahm sie in seine Arme und küßte sie. „Was weint ihr denn?“ tröstete er sie. Die Sache ist ja nicht so schlimm!“ Und indem er das Päckchen in die Tasche steckte, fügte er mehr zu sich selbst gwendet, hinzu: „Es wird für Euch in Eurem Leben noch stärkeren Tabak geben, als dieser da sein mag — ja, ja, meine Lieben . . . Und ihr müßt ihn dann selber schnupfen!“

Wenn Staaten sich prügeln, nennt man das Krieg.

Wenn nun die Geldmenschen sich selber prügeln wollten und ihre Sache unter sich ausmachen, so wäre nichts dagegen zu wollen.

Aber die Geldmenschen gehen nicht selber an diese große Prügelei, sie schicken andere, oder lassen durch ihren Staat andere schicken, Tausende, Hunderttausende von kleinen armen Leuten, die in ihrem Leben nie ein Geschäft gemacht haben (es sei denn dies, das eigene Leben dem Unternehmer zu verkaufen!), Leute also, deren Geschäftsinteressen in dem fremden Lande auch nicht geschädigt werden konnten und die nun statt der Geldmenschen von dem Prügelfeld (genannt Schlachtfeld) die blutigen Köpfe und Glieder heimbringen — oder sie wohl auch auf dem blutigen Felde lassen.

Nun würden aber die vielen tausend von Natur friedlichen Menschen sich zu dem blutigen Spiel gar nicht hergeben, wenn sie wüßten, daß sie sich nur für die in ihren Geschäften geschädigten Geldmenschen zu schlagen haben.

Darum erzählen ihnen die Geldmenschen ein Märchen und sagen ihnen: „Euer Vaterland ist in Gefahr, Leute! Ihr müßt gehen! Müßt es verteidigen! Müßt gute Patrioten sein! Müßt um das Land kämpfen mit Eurem Leben!“

So sagen die Geldmenschen, denen das Land gehört, zu denen, die auch nicht einen Quadratmeter von diesem Land besitzen und die, um in diesem Lande atmen zu dürfen, den Geldmenschen für das Recht, auf ihrem Boden zu wohnen, noch zahlen, den sogenannten Mietzins entrichten müssen.

Und weil wir guten ehrlichen Häute noch so dumm sind, den Geldmenschen zu glauben und für ihre Geschäfte zu töten und uns töten zu lassen — darum sind heute Kriege noch möglich.

Du armer Lazarus!

Viele unter unseren lieben Frauen fühlen recht wohl, wie traurig und elend es in der Welt zugeht. Aber wenn wir Abhilfe verlangen, so gibt es andere Leute, die diesen Frauen vorreden:

„Die Erde ist ein Jammertal, Ihr seid da zum Dulden und Tragen! Später wirds schöner! Denket lieber an das ewige Leben — da wird Euch alle Trübsal hier auf Erden hundertfältig vergolten werden.“

Diese Wölfe im Schafspelz haben dann wohl gar noch die Stirne, den gedrückten und gequälten Leuten die Geschichte vom reichen Mann und vom armen Lazarus zu erzählen und ihnen zu sagen: „Seht hier auf dieser Welt las er nur die Brocken zusammen, die von des Reichen Tische fielen; aber nach seinem Tode saß er in Abrahams Schoß, der Reiche dagegen schmachtete in der Hölle und wäre froh gewesen, wenn ihm der früher verachtete Lazarus hätte die Lippen kühlen dürfen.“